

Literatur als Zitat und Parodie : Thomas Mann im Spannungsfeld der Kulturgeschichte; mit einem Seitenblick auf Gottfried Benn

Autor(en): **Papst, Manfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich**

Band (Jahr): **34 (2010-2011)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1052891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Literatur als Zitat und Parodie.

Thomas Mann im Spannungsfeld der Kulturgeschichte;
mit einem Seitenblick auf Gottfried Benn

Von Manfred Papst

Im Jahr 1975 lud Marcel Reich-Ranicki eine Reihe von Schriftstellern ein, anlässlich von Thomas Manns 100. Geburtstag ihr Verhältnis zum prominentesten deutschen Autor der ersten Jahrhunderthälfte in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» zu charakterisieren. Die Antworten fielen höchst zwiespältig aus. Von Respekt war mehr die Rede als von Liebe. Adolf Muschg etwa nannte den Dichter der *Josephs-Tetralogie* und des *Doktor Faustus* eine „ungeliebte Grossmacht“. Auch trotzig Ablehnung machte sich bemerkbar. Hans Erich Nossack sah Thomas Manns Stil als „warnendes Beispiel dafür, wie man auf keinen Fall schreiben darf“, ja als „Inbegriff der Unehrllichkeit und Feigheit“, Peter Rühmkorf sprach von einer „Grossbürgerlichkeit, die mir beinahe physisch zuwider ist“; Martin Walser wollte an der Umfrage nicht teilnehmen, schrieb aber andernorts, er halte *Tonio Kröger* für die „schlechteste Erzählung, die in diesem Jahrhundert in deutscher Sprache geschrieben wurde“.

Das Verdikt der aufbegehrenden Söhne war klar: Sie kritisierten Thomas Mann als selbstgefälligen Bildungsbürger und Grossschriftsteller, als Repräsentanten einer versunkenen Epoche und einer neidvoll verachteten Gesellschaftsschicht, als saturierten Salon-Virtuosen, dessen Ironie nur ein weiteres Kostüm der Eitelkeit war. Sie kritisierten den Autor, wie Hermann Kurzke einmal witzig angemerkt hat, als personifizierte Bügelfalte und sitzfleischgesteuerten Literaturbeamten. Dabei ahnten sie nichts von dem geheimen Romantiker und Träumer, der über sich einmal schrieb, seine Liebe zum Meer sei so alt wie seine Liebe zum Schlaf, dem allnächtlichen Hinausschaukeln aufs Meer des Unbewusstseins und der Unendlichkeit.

Natürlich zeichneten die damals noch jungen Wilden damit ein Feindbild, in dem vieles ausgeblendet blieb, von den depressiven Seiten des jungen Thomas Mann, der von Schopenhauer herkam, von Nietzsches „Erkenntnisekel“ durchdrungen war und sich mit „völlig ernstgemeinten Selbstabschaffungsplänen“ trug, bis zu den liebenswürdig-schrulligen Seiten des Erfolgsautors, der im Stummfilm hemmungslos weinte, der obsessiv rauchte, in seine Hunde vernarrt war, Bekannte trefflich nachzuahmen verstand und auch als Karikaturist Talent zeigte. Sieht so ein gipserner Klassiker aus? Und fiele dem eine Figur wie Senator Möllendorpf in den *Buddenbrooks* ein, der sich in einer unstandesgemässen Strasse heimlich eine Kammer mietet, um sich dort an Torten zu Tode zu fressen?

In den Jahren, die seit Reich-Ranickis Umfrage vergangen sind, ist viel gesche-

hen. 1977, also kurz nach dem skizzierten Aufstand der Söhne, begann die Edition jener *Tagebücher*, die der Autor nicht wie die übrigen Diarien aus Angst, sie könnten dem Hitler-Regime in die Hände fallen, vernichtet hatte. Und was sich da an Notaten aus den Jahren 1918 bis 1921 sowie 1933 bis 1955 fand, füllte zehn gewichtige Bände. Sie zeigten einen völlig anderen Thomas Mann als den selbstsicheren Grandseigneur: einen nervösen und zutiefst verunsicherten, täglich um Selbstvergewisserung und innere Ordnung ringenden Intellektuellen, der immer wieder von Panikattacken heimgesucht wurde, einen Hypochonder, der bei jeder Berührung wegzuckte, und einen vom Alltag überforderten Pedanten, einen Ego-manen, dann aber wieder um seinen engsten Kreis väterlich besorgten Menschen. Einen, der von seinem literarischen Rang gerade nicht überzeugt war, sondern fürchtete, am Ende nicht als Originalgenie und Neuerer, sondern nur als Meister der Disziplin dazustehen. Thomas Mann, so zeigte sich, durchschaute die Mechanismen des Ruhms, den er fast gierig suchte und genoss. Er fürchtete, sich aufzubrechen, „weil ich mehr als Repräsentation nicht mehr zustande bringe“. Tapfer quälte er sich durch seine Tage, selten zufrieden, noch seltener glücklich. „Meist graut mir vor allem“, notierte er noch im Dezember 1951. Gerade weil er zutiefst verunsichert war, gab er so viel auf Façon. Nie hat man ihn nachlässig gekleidet oder unrasiert gesehen, betrunken oder schreiend, schlampig oder untreu. Herabgestimmt, abgewandt, steif: das wohl. Aber nicht mehr.

Vor allem aber zeigte sich dem neugierigen Leser der Tagebücher, dass der treue Ehemann und Vater von sechs Kindern zeit seines Lebens von seiner unausgelebten Homosexualität umgetrieben wurde und dass diese geheime Passion den Subtext seines Lebens, ja ein entscheidendes Movens seines Schaffens bildete. Thomas Mann hat nie ein Doppelleben geführt, nie sich heimlich jungen Männern genähert. Das hätten ihm seine Herkunft und Identität als Lübecker Senatorensohn, als Protestant und Kantianer nie erlaubt. Er baute einen Panzer um sich, der ein Leben lang hielt, er blieb eine Stütze der Gesellschaft und ein vorbildlicher Ehemann.

Skandale oder Skandalchen konnte man ihm also auch 1977 nicht anhängen. Gleichwohl hatten die Gazetten ihre Sensation. Thomas Mann war plötzlich nicht mehr überholt und abgetan. Über seine homoerotische Seite, aus deren Verdrängung sein unvergleichliches Werk entstand, hätte man freilich schon früher Bescheid wissen können. Wer den *Tonio Kröger*, den Tod in Venedig mit offenen Augen las, für den bedurfte es keiner Tagebucheinträge über anmutige Kellner, und auch die Kunde vom doppelten Boden war nicht neu: Für jeden ernsthaften Thomas-Mann-Leser war von jeher klar, dass hier kein Sudermann oder Galsworthy schrieb, sondern dass in diesen irisierenden Texten alles Maskerade, Staffage, Rollenspiel war, dass es in dem ganzen Riesenwerk nicht einen Satz gab, der naiv formuliert gewesen wäre, ohne figürliche Zuordnung, perspektivische

Brechung und doppelten Boden.

Dass es unter der glatten Oberfläche der gepflegten Suada stets toste, dass dort gar nichts in Ordnung war und Kultur sich nur noch als Zitat und Parodie betreiben liess, das hatte selbst Thomas Manns lebenslanger Antipode Gottfried Benn gesehen, der in einer Miscelle über Fontane schreibt: „Das Pläsierliche [...] ist [bei Fontane] schwer zu durchschauen, dies gleiche Pläsierliche, das zum Beispiel bei Thomas Mann, zu dem verwandtschaftliche Beziehungen bestehen und der seinerseits ein grosses Attachement für den Märker bekundet, den Rang nicht mindert, flüchtig betrachtet wohl darum, weil bei diesem fühlbar umfassend hinter allem das Unpläsierliche steht, dem Fontane durchgehend und vielfach redensartlich sich entzieht.“

Wer Thomas Manns Tagebücher nur auf „Stellen“ hin las, wusste nun immerhin, dass sich der Satz „unter jedem Dach ein Ach“ auch auf die Dichter-Villen in München, Pacific Palisades und Kilchberg anwenden liess, dass Hader, Missstimmung und Kälte auch hier die Regel waren. Wer sie aber ernsthaft studiert – und ihre Rezeption hat erst begonnen –, dem zeigt sich Thomas Mann als einer, dessen Eintreten für Moral und Humanität, für die den Menschen rettende Ehrfurcht vor sich selbst, einem tief verankerten, unveräusserlichen Nihilismus abgerungen ist.

Zwar litt der Dichter durchwegs auf hohem Niveau: Auch im schweizerischen und amerikanischen Exil (wo er vom FBI aufgrund des kuriosen Befunds *prema-ture antifascism* fichiert wurde) ging es dem Nobelpreisträger besser als manchem anderen Kollegen. Die „Installationen des Wohlstands“ musste er so wenig entbehren wie Anerkennung und Zuspruch von aussen. Die Ehe, mit der er sich nach eigenem Bekunden „eine Verfassung gegeben“ hatte, sowie das System familiärer Dienstbarkeiten funktionierten immer und überall. Thomas Mann übte und verlangte Contenance. Diese Haltung war die Voraussetzung eines weit verzweigten Werks, in dem es zwar neben vielem Gelungenen auch Missratenes gab, aber keinerlei Nachlässigkeit. Was der in seiner Jugend reichlich verträumte und verbummelte Kaufmannssohn, der in der Schule nichts als „Streberei, Kriecherei, Betrügerei“ sah und trotz zweimaliger Repetition einer Klasse ohne Abitur von der Schule abgegangen war, im Lauf seiner reiferen Jahre durch eiserne Disziplin seiner fragilen Konstitution abzurufen imstande war, bleibt ein Mirakel. Thomas Manns Ehrgeiz hängt freilich damit zusammen, dass er es zeit seines Lebens dem allzu früh verstorbenen Vater recht machen wollte, obwohl oder gerade weil dieser keinem seiner fünf Kinder zugetraut hatte, seine Firma weiterzuführen, und testamentarisch deren Auflösung verfügt hatte. Noch in seinem Todesjahr sprach der achtzigjährige von seinem Vaterkomplex.

Tatsache bleibt: Es gibt in der deutschen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts kein zweites Gesamtwerk von vergleichbarer thematischer Vielfalt, Gründlichkeit und welthaltiger Weite der Imagination, keines, das die Welten des Alten Testaments und des christlichen Mittelalters, der Weimarer Klassik und des deutschen Taumels in die Katastrophe der beiden Weltkriege in dieser Prägnanz, Fülle, Leuchtkraft und sprachlichen Meisterschaft gestaltete. Es gibt auch keines, das in diesem filigranen und doch ohne weiteres zugänglichen, bildungsbeflissenen Parlando erzählt wäre, in plastischen Geschichten zum Staunen, Lachen und Weinen, so dass es sich sowohl naiv als auch reflektiert wahrnehmen lässt. Im Umgang mit den überlieferten Formen des Erzählens war Thomas Mann tatsächlich ein Spätling, ein Letzter seines Stammes, ein Bewahrer und Vollender der Tradition. Sein Werk gleicht einer Kathedrale, zu der nicht nur eine gewaltige Bogenarchitektur und prachtvolle Altäre gehören, sondern auch Wasserspeier und Karyatiden, die sich über den heiligen Ernst des Ganzen lustig zu machen scheinen und doch nicht nur äusserlich zu ihm gehören.

Zum Kosmos des Erzählers kommt das weit gespannte essayistische Werk: Auch es kennt, wiewohl es neben den grossen Versuchen über Goethe und Schiller, über Wagner, Schopenhauer und Nietzsche, über Tolstoi und Tschechow vieles mit sich schwemmt, das sich Anfragen, Aufträgen, festlichen Gelegenheiten verdankt, in seiner Gesamtheit unter Zeitgenossen deutscher Zunge nicht seinesgleichen. Wie grossartig sind Thomas Manns Essays über Theodor Fontane, wie klug und einfühlsam schreibt er über August von Platen, Kleist, Chamisso und Storm, wie überlegt und differenziert begegnet er aber auch den Forderungen des Tages, wie leuchten seine vielfältigen autobiografischen Schriften! Es darf aber auch nicht übersehen werden, dass Thomas Mann in seinem essayistischen Werk oft die gleichen literarischen Verfahren verwendet wie in seinen Romanen und Erzählungen. Er collagiert, montiert, übt sich in der von ihm so bezeichneten „höheren Kunst des Abschreibens“. Nirgends sieht man das deutlicher als in den *Betrachtungen eines Unpolitischen*.

Mit diesem Buch hat Thomas Mann es seinen Gegnern leicht gemacht und seinen Freunden schwer. Es entstand in den Weltkriegsjahren 1915 bis 1918 – die Arbeit am *Zauberberg* war unterbrochen – und wurde Ende September 1918 publiziert, als sich der völlige Zusammenbruch des deutschen Kaiserreichs bereits abzeichnete. Thomas Mann wollte die Auslieferung des Werks noch stoppen, aber angesichts von 3000 Vorbestellungen liess sein Verleger Samuel Fischer nicht mit sich reden. Das Werk erschien zum denkbar unglücklichsten Zeitpunkt und zeigte sich als widersprüchliches Konglomerat aus Zivilisationskritik und Kulturphilosophie. Es verherrlichte den Krieg als inneres Erlebnis und reinigende Kraft. Und es polemisierte genau gegen jene Konzepte von Humanismus, Demokratie und

Friedenspolitik, die Thomas Mann später so nachdrücklich vertreten sollte.

Es setzt deutsche Innerlichkeit und kernige Eigentlichkeit gegen französische Oberflächlichkeit, Verweichlichung und Dekadenz, auch gegen den kleinlichen Merkantilismus der Briten, ist aber frei von Antisemitismus. Es wettet ohne Ende gegen den verächtlichen Typus des Zivilisationsliteraten und meint am Ende doch nur den grossen Bruder Heinrich. Der steht freilich so wenig im Schützengraben wie Thomas Mann selbst. Was die beiden auf dem Papier ausfechten, ist nicht zuletzt ein Bruderzwist um die geistige Vorherrschaft.

Thomas Manns Streitschrift ist von einem deutschnationalen Patriotismus durchdrungen, der so anstössig wie unglaublich wirkt. Doch stehen in dem monströsen Buch auch viele kluge Sätze über Ironie und Musik, über Schopenhauer, Nietzsche und Wagner. Es ist glänzend geschrieben und doch so verkrampft wie kein anderes Werk dieses grossen Autors. Zudem merkt man ihm an, dass für Thomas Mann im Lauf des Schreibprozesses etliche seiner Überzeugungen – vor allem das Kriegspathos von 1914 – fragwürdig werden. Er ist also gezwungen, die Räder am fahrenden Zug zu wechseln, ohne dass es einer merkt. Das führt zu einem mäandernden, relativierenden, verdrehselten Stil.

In all seinen Büchern ist Thomas Mann ein Spieler – ein Schau-, auch Taschenspieler, ein Gaukler, ein Artist. Er selbst hat immer wieder auf diesen Umstand hingewiesen. Unter der Oberfläche des grossbürgerlichen Glanzes, den er repräsentiert, bröckelt, bröseln, rieselt es. Das gilt es zu überspielen und gleichzeitig fühlbar zu machen. Solches leistet die Kunst der Ironie. Sie bringt Figuren wie Thomas Buddenbrook, Gustav Aschenbach und den Prinzen Klaus Heinrich hervor, die das Weiche, Flutende, auf Rausch, Entgrenzung, seliges Versinken Bedachte in sich selbst überwinden, indem sie eine Ordnung etablieren, die ihnen doch zutiefst suspekt ist. Aber ist Thomas Mann auch in den *Betrachtungen* ironisch? Bei rechtem Bedenken: ja. Er wirft sich in einer Weise in Positur, die jedem wachen Leser auffallen muss. Der notorisch Überempfindliche, nicht zufällig wegen Nervosität und Magenschwäche Ausgemusterte spielt den strammen Patrioten. Was geht da vor?

Der Germanist Hermann Kurzke, dem wir die nach wie vor beste Gesamtdarstellung von Thomas Manns Leben und Werk verdanken, versteht den Text als Rollenspiel – und als das „dunkle Zentrum“ im Werk, „das alle Anziehungen und Abstossungen organisiert“. Thomas Mann, so Kurzke sinngemäss, zwingt sich in das Korsett einer Überzeugung, gerade weil ihm der innere Halt fehlt. Er ist gar kein Gesinnungstäter, sondern bloss ein „Schauspieler des Deutschtums“ – einer, der sich vor den eigenen Abgründen (Homosexualität, Bohème, verbummelte Jugend, weiche, sinnliche, südliche Welt der exotischen Mutter) in ein geordne-

tes Leben (grossbürgerliche Heirat, Familie, eiserne Arbeitsdisziplin nach dem Muster des Vaters) rettet. Doch im Grunde weiss Thomas Mann um seine mangelnde Eignung als Vordenker des Patriotismus. Wenn es mit Volk und Vaterland so eindeutig und klar bestellt wäre, müsste er seine Haltung nicht auf sechshundert Seiten gewunden erklären. Und deshalb betreibt er auch hier ein raffiniertes Spiel mit fremden Texten, mit Zitaten, die meist nicht kenntlich gemacht sind. Aberhunderte von Passagen der *Betrachtungen* stammen aus verschiedensten Quellen, aus Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, und es ist klar, dass Thomas Mann sich hier einmal mehr in der „Kunst des höheren Abschreibens“ übt, dass er colliert, arrangiert, Kulissen aufbaut: Nicht weniger als 4000 Zitate von rund 400 verschiedenen Personen weist Kurzke in dem Buch nach.

Geheimes Sehnen und Leiden, Camouflage, gar Doppelleben: Unter diesen Aspekten lesen wir Thomas Manns Werk heute neu und anders, und die Lektüren fördern manches Überraschende ans Licht. Freilich verfehlen sie dort ihr Ziel, wo sie der Versuchung monokausaler Erklärungen erliegen und die Vielschichtigkeit der Mann'schen Prosa vernachlässigen – wo sie etwa über der Suche nach dem erotischen Subtext den genuinen Humor übersehen oder ihn als harmlose Causerie abtun. Denn Thomas Mann war auch ein zutiefst komischer Autor – und keineswegs nur „ironisch“–; kaum einem war «der primitive, der äffische Urgrund der Kunst» so bewusst. Der Erzähler selbst hat festgehalten, dass der Grundtrieb des Künstlers das Spiel sei und nicht die Tugend.

Zu überprüfen ist das nicht zuletzt an seiner – im Gegensatz zu James Joyce freilich die Konventionen der Sprache respektierenden – Montagetechnik: Wie er Wahrnehmungen des Alltags, etwa Physiognomien und Charakterzüge von Menschen aus seiner unmittelbaren Umgebung, aber auch Zeitungsmeldungen und ganze Passagen aus Abhandlungen aller Art in seine Prosa überführt, zeigt sowohl Akribie als auch eine höhere artistische Leichtfertigkeit. Dass er indes bei aller Umgestaltung, die er dann vornimmt, auf der Authentizität des Primärmaterials besteht, führt ins Zentrum seiner künstlerischen Konfession. Sie lässt sich zu allen Zeiten seines Lebens im Detail beobachten. Thomas Mann bewahrt über ein halbes Jahrhundert Zeitungsausschnitte, Notizen, Fotos auf, die er einmal zu verwenden gedenkt. Er überprüft Realien. Forscht nach. Vergewissert sich. Nur das Exakte kann wahrhaft unterhalten.

Thomas Mann im Spannungsfeld der Literaturgeschichte: Das ist ein uner-schöpfliches Thema. In diesem Zusammenhang bietet sich nochmals ein Blick auf Gottfried Benn an, zumal über das Verhältnis dieser beiden Giganten bisher noch kaum etwas geschrieben worden ist. Benn ist der Jüngere. Er blickt, wenn auch durchwegs kritisch, zu dem elf Jahre Älteren auf. Und er beschäftigt sich ungleich

mehr mit dessen Person und Werk, als es umgekehrt der Fall ist. Es ist ohne weiteres möglich, ein Thomas-Mann-Buch zu schreiben, ohne Benn zu erwähnen. Im über 1000seitigen Thomas-Mann-Handbuch von Helmut Koopmann kommt Benn nicht vor. In den bisher erschienenen Briefbänden der Grossen Kommentierten Frankfurter Ausgabe und in der dreibändigen Edition der Briefe Thomas Manns von Erika Mann wird Benn kein einziges Mal erwähnt. Auch in den Briefwechseln des Erzählers mit seinem Bruder Heinrich, mit Hermann Hesse, mit seinem Verleger Bermann-Fischer und mit Karl Kerényi taucht er nicht auf. Freilich gibt es Tausende von Briefen Thomas Manns, die noch nicht ediert sind. Da mag sich noch das eine oder andere finden. Viel wird es, wenn wir die spärlichen Erwähnungen Benns in Thomas Manns Tagebuch als Massstab nehmen, jedoch kaum sein. Denn ab 1933 ist Benn für Thomas Mann ein erledigter Fall. Nicht nur hat der Berliner Arzt und Lyriker sich mit den Nazis gemein gemacht, er ist auch in der Preussischen Akademie aufgerückt und hat deren Gleichschaltung mitbetrieben. Vor allem aber hat er sich mit dem an Klaus Mann gerichteten Brief an die literarischen Emigranten zum höhnischen Kritiker der Exilliteratur gemacht. Ausgerechnet er, der von Klaus Mann – durchaus nicht zur Freude des Vaters – geradezu hymnisch verehrt wurde! Das hat Thomas Mann Gottfried Benn zeit seines Lebens nicht verziehen.

Im übrigen scheint er Benns Werk nicht wirklich gekannt zu haben. Nur zwei von Benns späteren Schriften werden in seinen Tagebüchern explizit erwähnt. Das kann uns nicht wirklich verwundern. Als später Vertreter des Realismus stand Thomas Mann dem Expressionismus mit seinem grellen Antikriegspathos fern. Nirgends sieht man die Unvereinbarkeit der Haltungen Benns und Manns deutlicher als anhand der Geschichte von Edith Cavell, einer englischen Krankenschwester, die 1915 in Brüssel hingerichtet wurde und in Grossbritannien deshalb als Kriegsheldin verehrt wird. Sie hatte in einer Untergrundorganisation gearbeitet, die britischen, französischen und belgischen Kriegsgefangenen half, in die neutralen Niederlande zu fliehen. Mehr als 200 Männern war bereits die Flucht über die Grenze gelungen, als Cavell und andere der Gruppe am 5. August 1915 von den Deutschen verhaftet wurden. Sie wurde wegen eines „Verbrechens zum Schaden für die deutschen Streitkräfte“ angeklagt und als Spionin zum Tode verurteilt. Am 12. Oktober 1915 wurde sie gemeinsam mit dem Belgier Philippe Bauqc erschossen. Gottfried Benn war in seiner Funktion als Arzt Zeuge der Hinrichtung. Eine Aussetzung des Urteils oder eine Begnadigung, um die sich der amerikanische und der spanische Botschafter bemühten, war abgelehnt worden. Die Hinrichtung löste einen weltweiten Sturm der Entrüstung aus. Gottfried Benn hat dem Ereignis den Text *Wie Miss Cavell erschossen wurde* gewidmet, in dem er seine Erinnerungen schildert und die Todesstrafe aus den damaligen Umständen zu begründen versucht. Es ist ein anfechtbarer, aber klarer und aufrichtiger Text.

Thomas Manns Auseinandersetzung mit dem gleichen Fall, die freilich aus sicherer Distanz erfolgte, ist dagegen die reine Häme. In den *Betrachtungen eines Unpolitischen* lesen wir folgendes: „Was war es anderes als süßlicher Unernst und erbärmlicher Mangel an tragischem Sinn, wenn die Entente-Welt die standrechtliche Erschiessung einer englischen Frau beplärrte, die in Belgien ihr Pflegerinnenkind missbrauchte, um belgischen Soldaten über die Grenze zu helfen? [...] Man entehrte sie nicht, man ehrte sie, wenn man die vor die Flinten stellte [...]“

Ich erwähne das nicht, um Thomas Mann zu denunzieren. Aber ich will doch darauf hinweisen, dass man es sich zu einfach macht, wenn man in ihm nur den humanistischen Weltbürger sieht, zu dem er in seinen späteren Jahren wurde.

Nach 1933 ist Gottfried Benn für Thomas Mann schlechthin der „Nazi-Benn“. So nennt er ihn noch 1947, unterwegs nach Chicago, im Tagebuch. Er weiss nicht, dass Benn nach seinem kurzen, fatalen Irrtum politisch alsbald auf seine, Thomas Manns, Linie eingeschwenkt ist und dass er 1937 an Tilly Wedekind geschrieben hat, er würde jedes Wort in Thomas Manns berühmtem Brief nach Bonn, der den Bruch Thomas Manns mit Hitlerdeutschland besiegelte, unterschreiben. Er weiss auch nicht, dass Benn Thomas Manns aus Amerika ausgestrahlte Radioansprachen „Deutsche Hörer!“ mit grimmiger Zustimmung wahrnimmt.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg bleibt Thomas Mann weitgehend bei seiner ablehnenden Haltung Benn gegenüber. Am 15.7.1949 notiert er in Vulpera ins Tagebuch: „Mittags im Garten gegessen. Lektüre von G. Benns <Ptolemäer>. Hastig-kesses, oft renommiertes Zusammenraffen der Kultur, künstlerischer Nihilismus, Humanität zum Lachen, alles nur getrennt durch Kommata, <Abschied von der bisherigen Geschichte>. Lion schickte es und empfahl <unseren reaktionärsten Avantgardisten>“. Und am 29.3. 1952 schreibt Thomas Mann an Friedrich Sally Grosshut: „Von Benn ist es ja hübsch, dass er der verewigten Else Lasker-Schüler einen Gedenkabend widmete. Sinn für das Hochstehende und Erregende auf ästhetischem Gebiet hatte er ja immer. Schade, dass ihm in der Politik der Sinn für das Verworfenene so ganz abging.“

Der einzige uneingeschränkt positive Eintrag über Benn in Thomas Manns Tagebuch findet sich unter dem 8. 4. 1954. Der Erzähler logiert zu jener Zeit im Hotel Waldhaus, Zürich, um den Unannehmlichkeiten des Umzugs seiner Familie von Erlenbach nach Kilchberg zu entgehen, und schreibt: „Lesenswerter Vortrag über das Altern beim Künstler von Gottfried Benn im <Merkur>, mit vielfältigen Anführungen.“ Das ist alles von seiner Seite.

Ganz anders sieht es bei Gottfried Benn aus. Er erwähnt Thomas Mann in seinen Werken mindestens 21 Mal, und meist in positivem Zusammenhang. Die

gründlichste Auseinandersetzung mit ihm findet sich im autobiografischen Bericht *Doppelleben*; dort setzt Benn Thomas Manns Verhältnis zum Krieg, wie es vom Lübecker Erzähler selbst 1930 im Rückblick auf die Jahre 1914 bis 1918 in seinem *Lebensabriss* geschildert wurde, in inhaltliche Beziehung zu seiner eigenen „Antwort an die literarischen Emigranten“. Thomas Mann hatte von einem „Schicksalsrausch, der meinem Verhältnis zum Krieg den deutsch-positiven Charakter verlieh“, gesprochen. Benn sieht darin eine deutliche Parallele zu seinem eigenen Lebensweg. Eine Reaktion des „von mir mein Leben lang gefeierten und hochverehrten Thomas Mann“ auf diese Vereinnahmung ist bisher leider nicht bekannt geworden. Wir müssen wohl davon ausgehen, dass Thomas Mann Benns *Doppelleben* nicht gelesen hat.

Neben den Erwähnungen im Werk kommt Benn auch in seinen Briefen – Tagebuch hat er keines geschrieben – immer wieder auf Thomas Mann zurück, oft mit beissender Kritik, dann aber auch wieder voller Bewunderung. Eine pointierte Porträtskizze schickt er am 20.5.1935 an Friedrich Wilhelm Oelze:

„Sicher ein grosser Deutscher, aber es lässt sich wohl nicht leugnen, dass er uninteressant geworden ist, durch eigene Schuld. ... Nie war er, Th M, grossen Mächten unterworfen, er spielte an ihnen herum und sie gaben ihm ja auch nur ein kleines Schicksal. Wie sieht er aus dieser hagere, elegante Mann mit der vorspringenden Nase? Kolossal ohne Rang, sympathisch und etwas stehngelassen. Steht er in irgendeiner wahrhaft gesteinsmässigen Landschaft des inneren Reichs? Nein, durchaus im Ausgang des Quartär, wo bei gewissen Gelegenheiten der Cut und die Vorleselampe sich in den gesellschaftlich abgedämpften Raum schieben. Selbst die Knickerbokker und die Skier, mit denen man ihn abgebildet sieht, täuschen darüber nicht hinweg, dass Schnee und Hochgebirge läppisch zu ihm stehn. Nicht als ob ein Dämon ins Hochgebirge passen müsste, aber er Th M glaubt, dass er überall hinpasst und Figur macht, er sieht sich wuchtig und er ist nur bildend. Dies letztere sehr. Und alles, was ich gegen ihn sage, berührt das nicht, dass er für die Deutschen, diese Deutschen und jetzt, ein guter Erzieher wäre.“

Dieser Brief ist bei all seinen kleinen Bosheiten nicht zuletzt deshalb ein wichtiges Zeugnis, als er zeigt, wie sehr sich Benns Einschätzung des Dritten Reichs schon 1935 verändert hat: Bereits damals sehnt er sich Thomas Mann als Erzieher der Deutschen herbei!

Einen anderen Akzent setzt ein Brief, den Benn 19. 3. 1949 an Hans Paeschke, den Herausgeber der Zeitschrift Merkur richtet: „Man stelle sich die zeitgenössische Literatur ohne ihn [Thomas Mann] vor! Er ist und bleibt ja doch ein Deutscher und wird auch im Ausland als Deutscher empfunden. Man nähme ihn fort und wir wären innerhalb des Kulturkreises nur mit den offensichtlich zweitrangigen Epikern vertreten (Hesse, Kolbenheyer, Strauss, Wassermann) – das wäre auch

nicht angenehm. Dass Th M so übermässig selbstgefällig und repräsentativseiwollend sicher immer mehr geriert, ist wohl die Folge davon, dass niemand bei uns neben ihm zu stehen kommt [...]. Ich persönlich halte übrigens den Essayisten M. für interessanter und bedeutender als den Romancier. Ein Aufsatz wie *Goethe und Tolstoi* ist und bleibt überaus lesens- und bewundernswert.“

Seine Position führt Benn in einem grandiosen Brief an den Schweizer Journalisten und Schriftsteller Max Rychner noch einmal aus. Am 30.7. 1955, zwei 2 Wochen vor Thomas Manns Tod, charakterisiert er den Antipoden wie folgt: „Ein erhabenes Gehäuse um diese Spieluhr, die, einmal aufgezogen, abschnurrt, um in 80 Jahren einige Bonmots, manchmal sogar Erkenntnisse ästhetischer und philosophischer Art zu hinterlassen. Um dies Phänomen, immer beweglich, immer wach und von vornherein ohne ein primäres Gefühl für die Sprache. Mich wundert so sehr, das niemand bei dieser Gelegenheit des Bruders Heinrich gedachte, der bis zu seinem 35. Lebensjahr das grösste Genie von Deutschland war, während der kleine Bruder doch immer ein Versicherungsbeamter blieb, der gut mit dem Publikum umzugehen verstand und dem einige einträgliche Abschlüsse gelangen. Gut geheiratet, gut gelebt, die Landhäuser lagen landschaftlich angenehm und Herr und Hund konnten darin spazierengehn.“

Das ist von enormer Bosheit, aber nicht ganz ohne wahren Kern. Wir Heutigen müssen uns zum Glück nicht zwischen Thomas Mann und Gottfried Benn entscheiden. Vielmehr zeichnet sich, nimmt man nur alles in allem, immer deutlicher ab, was die Generation der rebellischen Söhne Thomas Manns, die ich eingangs erwähnt habe, nicht wahrhaben wollte: Zwar kann man mit gutem Grund einzelne Texte von Franz Kafka, Robert Walser und Joseph Roth, von Robert Musil, Alfred Döblin und Hanns Henny Jahn höher schätzen als einzelne Werke Thomas Manns; doch im Gesamtwerk des Lübeckers erstet das reichste, farbigste und facettenreichste Bild seiner Epoche. Er ist und bleibt ihr treuester Chronist, ihr sensibelster Deuter ihr vielseitigster Erzähler – kurzum: ihr exemplarischer Autor.

Vortrag an der Jahrestagung 2011 der Thomas Mann Gesellschaft Zürich